

NATASCHA POMINO | SUSANNE ZEPP

Hispanistik

2. Auflage



UTB basics
W. FINK



Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Böhlau Verlag · Köln · Weimar · Wien
Verlag Barbara Budrich · Opladen · Farmington Hills
facultas.wuv · Wien
Wilhelm Fink · München
A. Francke Verlag · Tübingen und Basel
Haupt Verlag · Bern · Stuttgart · Wien
Julius Klinkhardt Verlagsbuchhandlung · Bad Heilbrunn
Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft · Stuttgart
Mohr Siebeck · Tübingen
C. F. Müller Verlag · Heidelberg
Orell Füssli Verlag · Zürich
Verlag Recht und Wirtschaft · Frankfurt am Main
Ernst Reinhardt Verlag · München · Basel
Ferdinand Schöningh · Paderborn · München · Wien · Zürich
Eugen Ulmer Verlag · Stuttgart
UVK Verlagsgesellschaft · Konstanz
Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen
vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

NATASCHA POMINO | SUSANNE ZEPP

Hispanistik

2., durchgesehene Auflage

UTB basics

Wilhelm Fink Verlag

Natascha Pomino lehrt spanische und französische Sprachwissenschaft an der Freien Universität Berlin und hat über die Morphologie der romanischen Sprachen im Rahmen neuerer generativer Ansätze promoviert.

Dr. Susanne Zepp lehrte romanische Literaturwissenschaft an der Universität Wuppertal und der Freien Universität Berlin. Seit 2003 ist sie Stellvertreterin des Direktors am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur an der Universität Leipzig. Buchveröffentlichung: Jorge Luis Borges und die Skepsis (2003).

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

2., durchgesehene Auflage 2008

© 2004 Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG
Jühenplatz 1-3, 33098 Paderborn
ISBN 978-3-7705-3851-5

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany.
Einbandgestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart
Herstellung: Ferdinand Schöningh, Paderborn

UTB-Bestellnummer: ISBN 978-3-8252-2498-1

Inhalt

A. Sprachwissenschaftlicher Teil

1. Sprache und Linguistik	13
1.1 Der Mensch und seine Sprache	13
1.1.1 Linguistik und ihr Gegenstandsbereich	13
1.1.2 Menschliche Sprache im Vergleich zu anderen Sprachen	14
1.1.3 Grammatik als mentale Sprachfähigkeit	16
1.2 Sprache als Zeichensystem	20
1.2.1 Zeichentypen	20
1.2.2 Sprachliche Zeichen und Zeichenmodelle	22
1.2.3 Sprachbenutzer und Funktionen von Sprache .	26
1.3 Allgemeine Grundlagen	28
1.3.1 Grundlegende linguistische Begriffe	28
1.3.2 Linguistische Teildisziplinen	36
2. Lautlehre	39
2.1 Phonetik und Phonologie	39
2.2 Transkriptionssystem	40
2.3 Artikulatorische Phonetik	43
2.3.1 Klassifikation der spanischen Konsonanten	45
2.3.2 Regionale Besonderheiten	48
2.3.3 Klassifikation der spanischen Vokale	49
2.4 Phonologie	51
2.4.1 Distribution der Sprachlaute	51
2.4.2 Distinktivität der Sprachlaute	55
2.4.3 Suprasegmentale Struktur	59
3. Morphologie	69
3.1 Grundlagen	69
3.2 Spanische Flexionslehre	76
3.2.1 Substantivflexion	77
3.2.2 Adjektivflexion	80
3.2.3 Nominalflexion anderer Wortarten	81
3.2.4 Verbalflexion	83
3.3 Spanische Wortbildungslehre	90
3.3.1 Derivation	91

3.3.2	Komposition	97
3.3.3	Produktivität, Blockierung und Motiviertheit ..	101
4.	Semantik	105
4.1	Lexikalische Semantik	105
4.1.1	Wortfelder	105
4.1.2	Merkmale	107
4.1.3	Prototypen	109
4.2	Semantische Relationen	112
4.3	Von der Verbsemantik zur Satzsemantik	118
5.	Syntax	125
5.1	Grammatikalität	125
5.2	Syntaxtheorien	126
5.2.1	Empirische Grundlagen	126
5.2.2	Zielsetzungen	127
5.3	Allgemeine Grundannahmen der Generativen Grammatik	128
5.4	Analyse von Sätzen	130
5.4.1	Konstituentenstrukturanalyse	130
5.4.2	Phrasentypen und X-bar-Schema	134
5.4.3	Satzstruktur	141
5.4.4	Theta-Theorie	143
5.4.5	Kasustheorie	146
6.	Sprachgeschichte	151
6.1	Externe Sprachgeschichte	151
6.2	Interne Sprachgeschichte	159
6.2.1	Lautwandel	161
6.2.2	Morphosyntaktischer Wandel	174
6.2.3	Semantischer Wandel	176
7.	Lösungen zu Teil A	181
8.	Literatur zu Teil A	188

B. Literaturwissenschaftlicher Teil

1. Einführung in die Literaturwissenschaft	195
1.1 Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Literaturwissenschaft	195
1.2 Arbeitsbereiche und Methoden der Literaturwissenschaft	205
1.2.1 Textanalyse	206
1.2.2 Textkritik	213
1.2.3 Literaturgeschichte	215
1.3 Hispanistische Literaturwissenschaft	216
2. Erzähltextanalyse	223
2.1 Grundlegende Elemente der Erzähltextanalyse	223
2.2 Die Ebenen der Erzählung	230
2.3 Zur Makrostruktur narrativer Texte (Ebene der ‚Geschichte‘ bzw. der ‚histoire‘)	232
2.3.1 Segmentierung und Figurenkonfiguration	232
2.3.2 Abgrenzung von Zeit und Raum	233
2.4 Analyse der Diskursstruktur narrativer Texte	235
2.4.1 Zur Erzählinstanz	235
2.4.2 <i>Mise en abyme</i>	240
2.4.3 Zur Analyse der Zeitdimensionen im narrativen Text	242
3. Dramenanalyse	249
3.1 Grundlegende Aspekte der Analyse dramatischer Texte	249
3.2 Das spanische Drama	258
3.2.1 Das <i>auto sacramental</i>	259
3.2.2 Die <i>comedia</i>	263
3.3 Handlung	270
3.4 Raum- und Zeitstruktur	272
3.5 Figuren im Drama	273
4. Lyrikanalyse	279
4.1 Vorbemerkung zur Analyse lyrischer Texte	279
4.2 Einführung in die spanische Metrik	282
4.2.1 Der Vers	283
4.2.2 Die poetischen Lizenzen bei der Silbenzählung in lyrischen Texten	286

4.2.3 Assonanz und Reim im Spanischen	292
4.2.4 Strophenformen und Gedichte fester Bauart ...	293
4.3 Bilder und Figuren als literarische Stilmittel	303
4.4 Elemente der Lyrikanalyse	314
4.4.1 Das ‚lyrische Ich‘	314
4.4.2 Isotopien	314
5. Lösungen zu Teil B	321
6. Literatur zu Teil B	329
Register Teil A	335
Register Teil B	341

Vorbemerkung

Die vorliegende Einführung in die Hispanistik ist als Grundlehrbuch der deutschsprachigen Spanischen Philologie (Sprach- und Literaturwissenschaft) konzipiert; die Behandlung der hispanistischen Literaturwissenschaft und Linguistik in einem Band ist ein neues Konzept auf dem Markt der Einführungen und spiegelt die Bedürfnisse der Studierenden wider: Die beiden ersten Pflichtscheine im Grundstudium sind eben die zwei Einführungskurse in die Sprach- und Literaturwissenschaft. Das Grundwissen der beiden Teildisziplinen ist im vorliegenden Band unter didaktischen Gesichtspunkten aufbereitet worden. Es ist für den Studienanfänger nachvollziehbar dargestellt und kann begleitend zu den Einführungskursen, aber auch für das Selbststudium genutzt werden. Gliederung, Übungsaufgaben und sprachliche Gestaltung gründen auf der praktischen Lehrerfahrung der Autorinnen, deren eigene Zeit als Studierende nicht sehr weit zurückliegt, denen also die spezifischen Probleme der Studienanfänger noch bewusst sind. Wir hoffen, ein Lehrbuch vorzulegen, das studentischen Bedürfnissen genau entspricht. Diesem Interesse sollen auch die Übungsaufgaben mit den Lösungsvorschlägen dienen, die allen Kapiteln beigegeben sind. – Aus der Gesamtkonzeption ergibt sich, dass es nicht möglich ist, alle Themen und Theorien zu berücksichtigen. Der hochspezialisierte fachwissenschaftliche Leser wird auch hier und da auf Formulierungen stoßen, die ihm in ihrem Schematismus fragwürdig erscheinen.

Eine Einführung erfindet nie die entsprechende Disziplin neu. Einführungen gründen auf dem akzeptierten Wissensbestand eines Fachs und auf bereits existierenden Einführungen. Ohne dass dies im Fall eines jeden Details ausgewiesen würde – was unmöglich wäre –, sei dieses Faktum hier benannt und allen unseren Vorgängern ausdrücklich gedankt. Eine große Unterstützung bei der Erarbeitung dieser Einführung, und vor allem ihrer innovativen Aspekte, waren die hilfreichen Vorschläge und Kommentare von Betreuern, Kollegen und Freunden. Insbesondere möchten wir uns bei Joachim Küpper für das uns entgegengebrachte Vertrauen herzlich bedanken. Er hat uns durch seine inhaltlichen und stilistischen Hinweise außerordentlich unterstützt. Ebenso danken wir Bernhard Hurch, Guido Mensching und Thomas Kotschi für die freundliche Bereitschaft zur Durchsicht des Manuskripts und ihre wert-

vollen Bemerkungen. Lucia Grimaldi und Paola Traverso sind wir für anregende inhaltliche Diskussionen und freundschaftlichen Beistand verbunden. Der exakte und zuverlässige Blick von Matthias Grau, Juliane Becker und Isabel Müller war eine wichtige Unterstützung. Ebenso bedanken wir uns bei Emilia Merino Claros und Thomas Wick. Ohne den Rückhalt unserer Eltern wäre dieses Buch nicht möglich gewesen, ihnen sei es gewidmet.

A

**Sprachwissenschaftlicher
Teil**

Dieses einleitende Kapitel gibt eine erste Abgrenzung des Gegenstandsbereichs der Linguistik und macht verschiedene Perspektiven deutlich, aus denen man Linguistik betreiben kann. Sie werden mit dem Konzept des sprachlichen Zeichens sowie mit verschiedenen Zeichenmodellen vertraut gemacht. Abschließend werden wichtige linguistische Begriffe eingeführt.

Der Mensch und seine Sprache

| 1.1

Linguistik und ihr Gegenstandsbereich

| 1.1.1

Die Linguistik ist das Studium der menschlichen Sprache. Um ihren Gegenstandsbereich näher zu erfassen, muss daher geklärt werden, was menschliche Sprache ist. Pinker (³1999: 1) schreibt: „Language comes so naturally to us that it is easy to forget what a strange and miraculous gift it is.“ Treffender hätte er diesen Satz nicht formulieren können. Sprache ist etwas uns so Vertrautes und Alltägliches, dass wir über das ‚Wunder‘ Sprache normalerweise keinen Gedanken verlieren. Wir benutzen Sprache selbstverständlich, erwerben sie im Kindesalter (im Normalfall) ganz natürlich und sehen sie infolgedessen nicht als eine bemerkenswerte Fähigkeit, die uns von anderen Lebewesen unterscheidet. Wenn wir miteinander lautsprachlich kommunizieren, produzieren wir eine Reihe unterschiedlicher Laute, die in hoher Geschwindigkeit auf das Ohr unseres Kommunikationspartners treffen. Diese Lautproduktion zielt in den meisten Fällen darauf ab, mittels Sprache einen Gedankengang zu formulieren, zu vermitteln und dadurch gleichzeitig in einem anderen Menschen einen Gedankengang entstehen zu lassen. Damit dies vollzogen werden kann, muss gewährleistet sein, dass wir in unserem Geist über ein angemessenes Wissen über Sprache verfügen. Möchte man z.B. jemandem

befehlen herzukommen, sagt man nicht *Du kommst* (sp. *Tú vienes*), sondern eher *Komm!* (sp. *¡Ven!*). Dieses Wissen über Sprache ist irgendwo in unseren Köpfen enthalten, d.h. es ist etwas Mentales bzw. Kognitives. Eine Perspektive der Betrachtung von Sprache verfolgt diesen mentalen Ansatz: *Sprache als kognitives System*. Aus dieser Sichtweise kann man sich beispielsweise fragen, worin das Wissen über Sprache besteht, das wir in unseren Köpfen haben, und wie wir dieses Wissen erwerben. Es gibt eine Vielzahl anderer Möglichkeiten, Sprache zu betrachten, z.B. die soziale Perspektive, denn eine bestimmte Sprache existiert schließlich nur innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft. Aus diesem Blickwinkel hinterfragt man z.B. die Beziehung zwischen der sozialen Struktur einer Sprachgemeinschaft und den Sprachvarietäten, untersucht die verschiedenen Dialekte einer Sprache und geht weiteren sozialen Aspekten von Sprache nach.

1.1.2 | Menschliche Sprache im Vergleich zu anderen Sprachen

Da die Linguistik die menschliche Sprache zum Untersuchungsgegenstand hat, müssen folglich die Tiersprachen (z.B. der Schwänzeltanz der Bienen) sowie alle nicht-natürlichen Sprachen (z.B. die Programmiersprache *Prolog*) ausgeschlossen werden. Weiterhin gehören nicht-sprachliche Kommunikationsformen wie Nicken, Kopfschütteln etc. – zumindest für viele Sprachtheorien – nicht zum unmittelbaren Untersuchungsgegenstand der Linguistik. Um eine erste Abgrenzung der menschlichen Sprache von den Tiersprachen zu erhalten, sollen in Übereinstimmung mit Fanselow/Felix (³1993) im Folgenden einige Unterschiede dargestellt werden.

Mitteilungsintention

Eine Besonderheit der menschlichen Kommunikation ist es, dass wir durch unsere Mitteilungen eine bestimmte Intention verfolgen. Es ist schwer vorstellbar, dass eine Amöbe mit einer automatisch hervorgerufenen chemischen Reaktion, welche die Paarungsbereitschaft signalisiert, eine Absicht verfolgt oder gar ein Vorhaben realisieren möchte. Ähnliches gilt auch für höhere Lebewesen: Fanselow/Felix (³1993: 239f.) betonen, dass man nur dann davon sprechen kann, dass Tiere kommunizieren, wenn man jedes beliebige Verhalten von Lebewesen als Kommunikation bezeichnet. Nicht das Verhalten selbst ist Kommunikation, sondern die dahinter stehende Intention, etwas mitteilen zu wollen, macht Kommunikation aus. Man stelle sich folgende Situation vor: Ein Schimpanse sitzt auf ei-

nem Baum, sieht, dass eine Gefahr droht, und brüllt. Will der Schimpanse durch seinen Warnruf etwas mitteilen oder handelt es sich um einen bloßen Angstschrei? Intuitiv würde man sagen, dass hier eine Mitteilungsintention vorliegt, denn durch den Warnruf wird das Handeln der anderen Schimpansen beeinflusst. Stellen wir uns nun eine andere Situation vor: Man läuft die Treppen zur U-Bahn hinunter und vor einem beginnen die Leute zu rennen. Als Reaktion darauf beschleunigt man selbst auch den Schritt – da man glaubt, die U-Bahn fahre ein. Möchten die rennenden Menschen uns mitteilen, dass die U-Bahn kommt? Eher ziehen wir selbst eine Schlussfolgerung aus ihrem Verhalten. Bei den Affen könnte es demnach ähnlich sein: Aus dem vom Nervenzentrum gesteuerten Angstschrei eines Schimpansen ziehen die anderen Schimpansen bestimmte Konsequenzen, in diesem Falle die Flucht. Selbst wenn Tiere eine Intention verfolgen, bleibt ungeklärt, ob sie diese auch bewusst mitteilen wollen.

Wir können durch Sprache nicht nur Aussagen über die Welt machen, sondern auch bestimmen, ob der Gegenstand der Kommunikation sich auf die Vergangenheit, die Gegenwart oder die Zukunft bezieht. Bei Tiersprachen geht man hingegen davon aus, dass der Anreiz (Stimulus) für die Kommunikation stets in der Gegenwart liegt. Daher sind Tiere wahrscheinlich nicht in der Lage, Bezug auf Vergangenheit oder Zukunft zu nehmen. Eine Biene wird durch ihren Schwänzeltanz nicht kommunizieren, dass morgen um halb zwölf ein Honigbrot auf dem Tisch liegen wird, da sie den Stimulus erst dann bekommen wird, wenn dies zutrifft. Genauso wenig wird sie kommunizieren können, dass vor drei Wochen ein Honigbrot auf dem Tisch lag, da der Anreiz hierfür längst vergangen ist. Ebenso wenig kann eine andere Biene stellvertretend den Schwänzeltanz ausführen. Der Mensch hingegen kann, losgelöst von einem externen Stimulus und ohne bei einem Ereignis anwesend gewesen zu sein, eine Aussage über Ereignisse, Zustände, etc. in der Welt machen.

Ein weiteres sehr wichtiges Phänomen ist, dass wir laufend neue Sätze hören, verstehen und produzieren, die wir nie zuvor gehört oder produziert haben. Bei Tieren geht man hingegen davon aus, dass sie ein stark eingeschränktes Inventar für ihre ‚Mitteilungen‘ haben. Mit anderen Worten: Tiersprachen kennen keinen Satzbau, wie er in menschlichen Sprachen zu finden ist, und ebenso wenig haben Tiere die Fähigkeit, solche Sätze zu bilden.

Bezug auf die zeitliche
Dimension

Kreativität und Satzbau

Metasprachliche
Reflektion

Zu den weiteren typischen Eigenschaften menschlicher Sprache zählt, dass sie es ermöglicht, mittels Sprache (Metasprache) über Sprache (Objektsprache) zu sprechen. Die Sprache, der wir uns bedienen, um über Objekte der außersprachlichen Wirklichkeit zu sprechen, also der Normalfall in der Alltagskommunikation, wird Objektsprache genannt. Die Metasprache benutzen wir, um etwas über die Objektsprache zu sagen. Hingegen kann z.B. die Biene mit dem Schwänzeltanz nicht über den Schwänzeltanz „sprechen“, kann demnach ihre Sprache nicht als Metasprache verwenden.

1.1.3 | Grammatik als mentale Sprachfähigkeit

Sie wissen vielleicht, dass es ca. 100 Millionen Muttersprachler des Deutschen gibt, oder, welcher Sprachfamilie das Deutsche angehört. Dieses Wissen über die deutsche Sprache macht uns jedoch nicht zu Muttersprachlern des Deutschen. Entscheidend ist vielmehr die Fähigkeit, intuitiv über gewisse Laut-, Wort- und Satzverbindungen unserer Sprache urteilen zu können. Wir können z.B. beurteilen, ob

Hinweis

Agrammatische Konstruktionen werden mit einem Asteriskus/Asterisk (* – gr. *asteriskos* ‚kleiner Stern‘) gekennzeichnet.

sie wohlgeformt (grammatisch) oder nicht wohlgeformt (agrammatisch), ob sie angemessen oder akzeptabel sind. Dieses Urteilsvermögen besitzt in der Regel jeder Muttersprachler, ganz gleich wie gebildet er ist, ob er schreiben/lesen kann, oder ob

er jemals eine deutsche Grammatik in der Hand gehalten hat. Natürlich variiert das Urteilsvermögen von Sprecher zu Sprecher aus verschiedenen Gründen. So wird ein Berliner den Satz *Ich liebe Dir* möglicherweise als wohlgeformt akzeptieren, während ein Münchner, Hamburger etc. ihn zurückweisen würde. Da jeder Sprecher seine eigene Sprache besitzt, bedient sich die Sprachwissenschaft oft des Prinzips der Abstraktion. So geht z.B. der US-amerikanische Sprachwissenschaftler Noam Chomsky (1965: 13) von einem *idealen Sprecher/Hörer* aus, der in einer homogenen (= von gleicher Art und Herkunft) Sprachgemeinschaft lebt, seine Muttersprache fehlerlos und vollständig beherrscht, ein unbegrenztes Gedächtnis besitzt, frei von Zerstreuung und Verwirrung und stets aufmerksam ist. Alle genannten störenden Faktoren erachtet Chomsky als irrelevant für die Grammatik.

Da in der Regel nur Muttersprachler ein spontanes Urteilsvermögen hinsichtlich der Wohlgeformtheit sprachlicher Äußerungen

besitzen, gehen wir im Folgenden oft von deutschen Beispielen aus. Diese ermöglichen es dem deutschsprachigen Leser, sich selbst zu testen. Beginnen wir mit der Betrachtung der lautlichen Seite von Sprache, die als ein Teil der Grammatik verstanden wird:

- (1) a. Runzel (grammatisch)
- b. Unzel (möglich)
- c. *Nzel (agrammatisch/nicht möglich)

Die Lautverbindung in (1a) wird von Muttersprachlern als völlig grammatisch anerkannt. In einem gewissen Kontext könnte man bei (1b) denken, dass man dieses Wort nicht kennt, und eventuell in einem Wörterbuch nachschlagen. Dies legt nahe, dass wir die Lautkombination an sich als möglich empfinden, obwohl wir dem Wort keine Bedeutung zuschreiben können. Bei (1c) würde man hingegen gar nicht erst auf die Idee kommen, es in einem Wörterbuch nachzuschlagen, da man die betreffende Lautkombination nicht für möglich erachtet.

Ähnliche Beobachtungen kann man bei zusammengesetzten Wörtern machen:

- (2) a. preisgekrönt, ruhmreich, (usuell/grammatisch)
 mausetot, klitzeklein
- b. ruhmgekrönt, mauseklein (potentiell möglich/grammatisch)
- c. *klitzegekrönt, *klitzetot (nicht möglich)

Während die Beispiele in (2a) gebräuchlich (usuell) und auch in einem Wörterbuch zu finden sind, handelt es sich bei den Beispielen in (2b) zwar um mögliche Bildungen, die jedoch bislang nicht üblich sind, weshalb man sie auch nicht in einem Wörterbuch finden wird. Sie sind dennoch grammatisch und können etwa in poetischer Sprachverwendung vorkommen. Unter (2c) stehen hingegen Beispiele, die von einem Muttersprachler zurückgewiesen werden würden, da sie keinen Sinn ergeben.

Muttersprachler haben auch ein satzbezogenes Urteilsvermögen:

- (3) a. Der Hund rennt den Katzen hinterher.
- b. *Der Hund rennt die Katzen hinterher.

Kompetente Sprecher beurteilen den Satz (3a) als grammatisch, lehnen indes (3b) als agrammatisch ab. Die wenigsten Muttersprachler können allerdings ihr Urteil wirklich begründen. Diese Feststellung legt nahe, dass wir ein Wissen über Sprache haben, das unbewusst (implizit) ist. Ein zentrales Anliegen der Linguistik ist es, die Gründe für unsere spontanen Beurteilungen zu erforschen, d.h. unser unbewusstes Wissen über Sprache bewusst (explizit) zu machen.

Lexikon und Grammatik

Menschliche Sprachen verfügen über ein Inventar von bestimmten Einheiten. Nehmen wir zunächst an, dass die Wörter einer Sprache dieses Grundinventar bilden. Wörter sind Lautkombinationen, die eine Bedeutung haben. Es existieren weiterhin Regeln, die uns sagen, wie wir die Wörter aneinander reihen können. Die vorausgehenden Überlegungen führen zu der folgenden vorläufigen Definition von Sprache, dem Untersuchungsgegenstand der Linguistik: Menschliche Sprachen verfügen über ein Inventar bedeutungstragender Lautverbindungen, die in einem so genannten mentalen Lexikon gespeichert sind. Aus den Einheiten des Lexikons können wir durch das Anwenden bestimmter Regeln größere Strukturen bauen, z.B. Sätze. Dieses Regelsystem nennen wir Grammatik. Menschliche Sprachen bestehen also aus einem mentalen Lexikon und einer mentalen Grammatik.

Bei der Lektüre von Fachliteratur ist es stets notwendig, sich zu vergegenwärtigen, worauf sich der Begriff *Grammatik* bezieht, da dieser in der Linguistik mehrere Anwendungsbereiche hat.

Drei verschiedene Definitionen des Begriffs *Grammatik*

1. **Grammatik als mentale Sprachfähigkeit:** hiermit ist das sprachliche Wissen gemeint, das ein Muttersprachler über die spezifische Sprache besitzt.
2. **Grammatik als Sprachtheorie:** hiermit sind die unterschiedlichen theorieabhängigen Grammatikmodelle gemeint, mit denen versucht wird, die mentale Sprachfähigkeit darzustellen.
3. **Grammatik als Beschreibung von erzeugten sprachlichen Strukturen:** hiermit ist die systematische Beschreibung von Regelmäßigkeiten einer bestimmten Sprache gemeint, die in Form von (Lehr-)Büchern erfasst wird. Hier muss eine feinere Unterscheidung getroffen werden:
 - Grammatik als ein Lehrwerk, das Regeln und Anweisungen enthält und eine gewisse Norm durchsetzt. Solche Lehrwerke werden **präskriptive** (vorschreibende) Grammatiken (sp. *gramática normativa*) genannt und hauptsächlich für Unterrichtszwecke geschrieben (Schulgrammatiken).
 - Grammatik als eine Sammlung möglichst aller feststellbaren Regeln, die erklären, wie zu einem bestimmten Zeitpunkt gesprochen wird. Diese Grammatiken werden als **deskriptiv** (beschreibend; sp. *gramática descriptiva*) bezeichnet und sind häufig für sprachwissenschaftliche Zwecke bestimmt.

Wir haben bisher ganz selbstverständlich von dem Deutschen bzw. von dem Spanischen geredet und so getan, als gäbe es eine einheitliche deutsche bzw. spanische Sprache. Tatsächlich sind Sprachen aber keine einfachen Systeme, denn sie weisen meistens zahlreiche regionale, soziale und situationsbedingte Unterschiede auf. Coseriu nennt solche Unterschiede, die Gegenstand der Varietätenlinguistik sind (in Anlehnung an Flydal), *diasystematische Variationen*. Er untersucht drei Typen von Varietäten:

Diasystematische Variationen

- **Diatopische Varietäten** (gr. *dia* ‚durch‘, gr. *topos* ‚Ort, Stelle‘): So werden verschiedene regionale Varianten einer Sprache genannt, z.B. Dialekte. Die Dialektologie ist eine der Unterdisziplinen der Varietätenlinguistik.
- **Diastratische Varietäten** (gr. *dia* ‚durch‘, lat. *stratum* ‚Schicht‘; ‚sich über verschiedene Schichten erstreckend‘): Hierunter versteht man Sprachvarietäten, die von bestimmten sozialen Gruppen verwendet werden, z.B. Arbeitersprache, Jugendsprache, Gelehrtensprache etc. Mit ihnen beschäftigt sich die Soziolinguistik.
- **Diaphasische Varietäten** (gr. *dia* ‚durch‘, gr. *phasis* ‚Erscheinung, Anzeichen‘): Wie wir sprechen, hängt auch von der Situation ab, in der wir uns befinden. In der Familie oder unter Freunden sprechen wir anders als etwa in einer Prüfungssituation. Solche Varietäten werden auch als Register bezeichnet.

Darüber hinaus gibt es natürlich auch individuelle Unterschiede, jeder spricht auf seine ganz eigene Art und Weise. Diese so genannten *Idiolekte* werden etwa untersucht, wenn man sich mit der Sprache einzelner (literarischer) Autoren beschäftigt. Wir werden uns vorwiegend mit der Standardsprache beschäftigen und uns bemühen, von der Vielfalt der Varietäten zu abstrahieren. Es sei jedoch betont, dass selbst die Standardsprache trotz ihrer zentralen Stellung im Varietätengefüge nur eine von zahlreichen Varietäten ist.

1.2 | Sprache als Zeichensystem

Die Vielfalt der unterschiedlichen Fragestellungen bezüglich der Sprache führt dazu, dass man innerhalb der Sprachwissenschaft verschiedene Gegenstände untersuchen kann: das Wesen von Sprache, die Funktion von Sprache und die Struktur von Sprache. In diesem Unterkapitel werden wir der Frage nach dem Wesen nachgehen. Anhand des folgenden Ausschnitts aus *Gullivers Reisen* von Jonathan Swift (vgl. Pelz ⁵2000: 17) wollen wir uns dieser Frage nähern.

Das zweite Projekt war ein Plan zur völligen Abschaffung aller Wörter überhaupt, und man machte geltend, daß das außerordentlich gesundheitsfördernd und zeitsparend wäre. [Da] Wörter nur Bezeichnungen für Dinge sind, sei es zweckdienlicher, wenn alle Menschen die Dinge bei sich führten, die zur Beschreibung der besonderen Angelegenheit, über die sie sich unterhalten wollen, notwendig seien. (*Gullivers Reisen*, Teil III: „Reise nach Laputa, Balnibarbi, Luggnagg, Glubbudrib und Japan“, Fünftes Kapitel)

Das Bemerkenswerte an der im Text geschilderten Idee ist, dass hier die Gegenstände selbst der Kommunikation dienen sollen. Man müsste in solch einem Kommunikationssystem mit einem kompletten Umzugswagen umherlaufen, um z.B. folgenden Satz mitteilen zu können: *Ich habe mir eine neue Wohnzimmereinrichtung gekauft*. Wie könnten wir je von unseren Urlaubserlebnissen erzählen, wenn wir hierfür die Gegenstände, z.B. die weißen Strände der Karibik, vorzeigen müssten? Welchen Gegenstand sollte man für Konzepte wie *Liebe, Mut, Hass* vorzeigen? Wir benutzen stellvertretend hierfür Wörter bzw. sprachliche Ausdrücke und können sowohl auf konkrete als auch auf abstrakte Dinge verweisen. Dieser Verweischarakter ist eine ganz allgemeine Eigenschaft von *Zeichen*. Sprache ist in diesem Sinne ein System von Zeichen. Während sich die Linguistik nur mit den sprachlichen Zeichen (sp. *signos lingüísticos*) beschäftigt, erforscht die Semiotik (die Wissenschaft von den Zeichen, sp. *semiótica*) jede Art von Zeichen und Zeichensystemen (einschließlich der sprachlichen Zeichen); sprachliche Zeichen sind also Gegenstand beider Wissenschaften.

1.2.1 | Zeichentypen

Wir haben soeben erwähnt, dass Zeichen nicht für sich selbst stehen, sondern stets für etwas anderes (*aliquid stat pro aliquo*, ‚etwas steht für etwas‘). Es besteht eine Relation zwischen einem Zeichen und dem,

worauf es verweist, die unterschiedlicher Natur sein kann. Betrachten Sie zunächst unten stehende Verkehrszeichen (vgl. Pelz ⁵2000: 41f.):

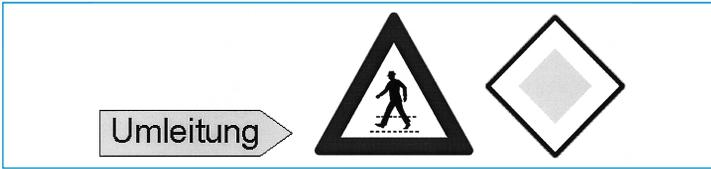


Abb. 1

Beim Umleitungsschild stehen das Schild und das, worauf es uns hinweist, in unmittelbarer Beziehung zueinander (Kontiguität). So zeigt das Umleitungsschild ‚jetzt bzw. an dieser Stelle geht es hier entlang‘ (vgl. Pörings/Schmitz 1999: 2, 5) an. Solche Zeichentypen nennt man mit Peirce (1931) Index oder indexikalische Zeichen. Man findet sie auch in der Sprache: Die Bedeutung der so genannten deiktischen Ausdrücke (auch: Zeigewörter) kann nur durch den Bezug auf die Sprechsituation (‚im Hier und Jetzt‘), in der sie geäußert werden, gewonnen werden. Sie verweisen z.B. auf die in der Kommunikation beteiligten Personen (z.B. *ich*), auf den Sprechort (z.B. *hier*), auf die Sprechzeit (z.B. *jetzt*) oder auf Objekte im Wahrnehmungsraum (z.B. *dieser*).

Index

Beim Fußgängerüberweg-Schild besteht eine Ähnlichkeit zwischen der auf dem Schild abgebildeten Situation und der beabsichtigten Vorschrift ‚Vorsicht, Fußgänger haben beim Kreuzen der Straße Vortritt‘. Zu solchen abbildenden Zeichen (Ikons) zählt man weiterhin Zeichnungen, Graphiken, Piktogramme, Bilderschriften etc., die Eigenschaften des realen Objekts oder Sachverhalts abbildhaft imitieren. Den ikonischen sprachlichen Zeichen gehören u.a. die lautmalerischen Wörter (Onomatopoetika) an: So bildet z.B. *ki-keriki* die Ähnlichkeit zum tatsächlichen Hahnschrei lautlich ab.

Ikon

Beim Vorfahrtsschild stehen das Schild und das Gemeinte weder in unmittelbarer Beziehung zueinander (kein Index) noch besteht eine Ähnlichkeit zwischen ihnen (kein Ikon). Während man also bei den ersten beiden Verkehrsschildern das Gemeinte aus dem Zeichen ableiten könnte, ist dies beim Vorfahrtsschild nicht möglich. Die Verbindung des Verkehrsschildes mit dem Sachverhalt ‚Vorfahrtsstraße‘ ist allein durch Konvention (Übereinkunft) festgelegt. Es liegt nach Peirce ein so genanntes symbolisches Zeichen vor. Die meisten sprachlichen Ausdrücke verfolgen das symbolische Prinzip: Nichts in der Lautkette /si/la/ (sp. *silla*) sieht z.B. aus

Symbol

Hinweis

Nicht nur Menschen, sondern auch Tiere benutzen Zeichen (meist nur indexikalische Zeichen) für ihre Kommunikation. Die menschliche Sprache ist allerdings ein Zeichensystem, in dem alle drei Zeichentypen (Index, Ikon und Symbol) vorkommen. Für eine ausführlichere Diskussion der drei Zeichentypen siehe Pörings/Schmitz (1999: 1ff.).

wie ein Stuhl oder hat die Funktion eines Stuhls. Die Zuordnung zwischen dem Wort *silla* und den tatsächlichen Stühlen ist also im systematischen Sinne arbiträr (willkürlich).

Die so genannte Arbitrarität des sprachlichen Zeichens hängt damit zusammen, dass dem Einzellaute keine wiederkehrende Bedeutungskomponente zugeordnet werden kann. Geht man z.B. davon aus, dass sp. *silla* aus den Lauten besteht, die wir in der Schreibung als *s*, *l* und *a* wiederge-

ben, so kann man nicht behaupten, dass die einzelnen Laute etwas Spezifisches zur Gesamtbedeutung ‚Stuhl‘ beitragen würden. Der Laut [s] steht z.B. nicht für die Stuhlbeine oder Ähnliches. Einzellaute an sich haben also keine Bedeutung.

Motiviertheit vs.
Arbitrarität

Ist das Onomatopoetikon *peng* in einem Satz wie „Als dann die Polizei kam, fing der Räuber an, wild um sich zu schießen: Peng, peng ...“ motiviert oder arbiträr? *Peng* scheint auf den ersten Blick motiviert zu sein. Aber selbst Onomatopoetika sind in einem gewissen Sinne arbiträr. In dem obigen Beispielsatz wäre auch *puff*, *bang* etc. möglich. Der tatsächliche Laut, der beim Abfeuern einer Waffe entsteht, wird nur näherungsweise nachgeahmt und ist außerdem oft konventionell festgelegt. Zur Illustration mögen die folgenden „Nachahmungen“ des Hahnenschreis in verschiedenen europäischen Sprachen dienen: sp. *quiquiriquí*, dt. *kikeriki*, frz. *co-corico* und engl. *cock-a-doodle-doo*.

Konvention

Sprachliche Zeichen sind also streng genommen stets durch Konvention festgelegt, ganz gleich durch welches Prinzip (indexikalisch, ikonisch oder symbolisch) sie auf das Gemeinte verweisen. Nichtsprachliche Zeichen hingegen können konventionell sein. So hätte man z.B. das Zebra-streifenschild auch als Verbot zu Fuß zu gehen interpretieren können, wenn man es nicht anders erlernt hätte. Ein rasender Puls als Index für Fieber ist selbstverständlich nicht konventionell festgelegt.

1.2.2 | Sprachliche Zeichen und Zeichenmodelle

Das Saussure'sche
Zeichenmodell

Ein sprachliches Zeichen besteht nach Ferdinand de Saussure aus zwei Seiten, die sich gegenseitig hervorrufen. Die Ausdrucksseite (frz. *sig-*

nifiant, sp. *significante*) ist nicht die konkrete Lautkette, sondern ein Lautbild (frz. *image acoustique*, sp. *imagen acústica*). Es handelt sich um eine abstrakte Vorstellung der Lautkette, die im Kopf des Sprechers gespeichert ist. Die Inhaltsseite (frz. *signifié*, auch: frz. *concept*, sp. *significado*) ist demgegenüber die Vorstellung des bezeichneten Lebewesens, Gegenstands oder Sachverhalts. Denkt man z.B. an die Lautfolge /siːla/ (sp. *silla*), stellt sich sogleich die Vorstellung eines solchen Möbelstücks ein. Der Gedanke wird automatisch mit dem Lautbild identifiziert. Dieses gegenseitige Hervorrufen wird *reziproke Evokation* genannt (in nachstehender Abbildung durch Pfeile symbolisiert).

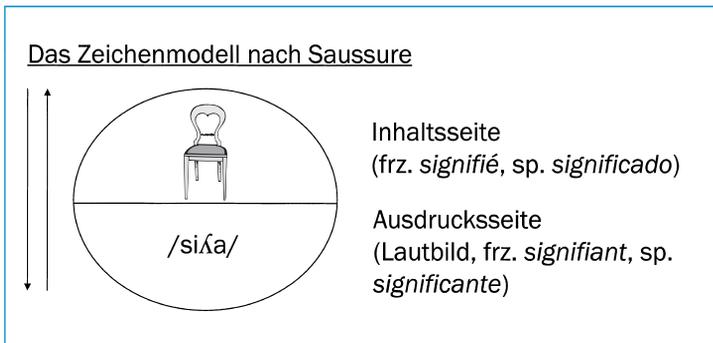


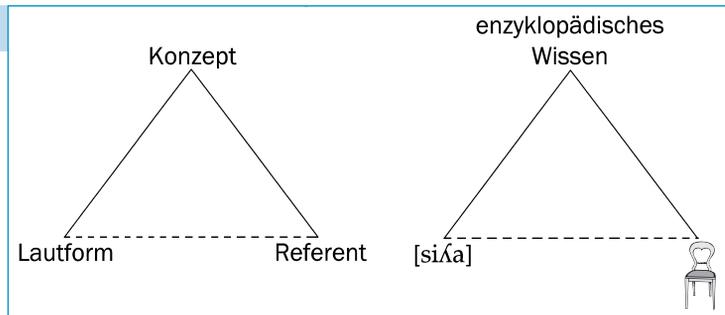
Abb. 2

Da weder das Objekt vor uns stehen noch die Lautkette wirklich ausgesprochen werden muss, handelt es sich um ein abstraktes (psychisches) Modell. Der *signifiant* existiert auch, ohne dass er artikuliert wird; entsprechend ist das *signifié* nicht der Gegenstand selbst, d.h. nicht ein real existierender Stuhl, sondern die Vorstellung von dem, was ein Stuhl ist (eine Abstraktion aus allen real existierenden oder möglichen Stühlen). Die von Saussure beobachtete Verweissrelation vollzieht sich daher im Geist bzw. Bewusstsein des Sprachbenutzers einer Sprachgemeinschaft. Die Zusammengehörigkeit zwischen einer Ausdrucks- und einer Inhaltsseite wird als fester Zustand dargestellt. Zwischen *signifié* und *signifiant* herrscht folglich eine rein statische Beziehung. Die außersprachliche Wirklichkeit (z.B. der Stuhl, der direkt vor einem steht und ein bestimmtes Aussehen hat) und der konkrete Gebrauch des sprachlichen Zeichens (durch den Sprecher) werden hierbei nicht erfasst. Weder die Beziehung zwischen dem sprachlichen Zeichen und der Welt noch die Beziehung zwischen dem sprachlichen Zeichen und dem Sprachbenutzer werden berücksichtigt (vgl. Wesch 2001: 36).

Das semiotische Dreieck
von Ogden und Richards

Das semiotische Dreieck von Ogden und Richards (1923) berücksichtigt hingegen diese Aspekte. Hierbei handelt es sich nicht um eine Revision des Saussure'schen Zeichenmodells, Ogden und Richards verfolgen lediglich eine andere Zielsetzung. Sie betonen, dass sich die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens nur erfassen lässt, wenn man mit einbezieht, dass es benutzt wird, um damit auf einen Gegenstand der außersprachlichen Wirklichkeit zu verweisen. Ihr semiotisches Dreieck enthält folglich die Komponente des Referenten, d.h. das real existierende Objekt selbst, auf das mit dem Zeichen verwiesen werden soll (vgl. Blank 2001: 8):

Abb.3



Ein Unterschied zwischen diesem semiotischen Dreieck und dem Saussure'schen Zeichenmodell ist offensichtlich: das Saussure'sche Modell ist zweiseitig (dyadisch), dieses ist dreiseitig (triadisch). Ein weiterer fundamentaler Unterschied besteht darin, dass das Dreiecksmodell ein dynamisches Modell ist, d.h. es muss anders ‚gelesen‘ werden. Während Saussure das sprachliche Zeichen als Zustand darstellt, d.h. als kollektive geistige Vorstellung einer Sprachgemeinschaft, geht es beim semiotischen Dreieck um den Vorgang (Prozess) bei der Benutzung des sprachlichen Zeichens. Die gestrichelte Linie zwischen Lautform und Referent verdeutlicht, dass es keine direkte Verbindung zwischen ihnen gibt. Es ist der Mensch, der durch den Prozess der Bezugnahme die Verbindung herstellt. In diesem Sinne ist das dreiseitige Zeichenmodell also dynamisch, nicht statisch (vgl. Wesch 2001: 38). Bei Ogden und Richards sind die Lautform und der Referent jeweils konkrete individuelle Einheiten. Stellen wir uns folgende Situationen vor:

- (4) a. Ein Kind steht vor einem Aquarium und sagt: „Oh, ist das ein schöner Fisch.“
- b. Dasselbe Kind geht zwei Tage später auf den Markt und sagt mit heiserer Stimme: „Schau, an diesem Stand wird Fisch verkauft.“

In beiden Situationen haben wir sowohl zwei verschiedene Referenten (in (4a) der schwimmende Fisch im Aquarium, in (4b) der tote Fisch auf dem Eis) als auch zwei verschiedene Lautformen (in (4a) „Fisch“ ‚normal‘ artikuliert, in (4b) mit heiserer Stimme). Die Verbindung zwischen Referent und Lautform ergibt sich nur indirekt aus der Verbindung eines Referenten mit einem Konzept und aus der Verbindung einer Lautform mit demselben Konzept, d.h., sie wird durch den Sprachbenutzer hergestellt.

Sowohl das Modell von Saussure als auch das von Ogden und Richards weisen Schwachstellen auf: Bei Saussure wird der konkret-individuelle Referent nicht berücksichtigt, bei Ogden und Richards fehlt die abstrakte Vorstellung der Lautkette, über die alle Sprecher einer Sprachgemeinschaft verfügen.

Raible hat 1983 ein Modell vorgeschlagen, das mehr oder weniger einer Verschmelzung der eben beschriebenen Modelle gleichkommt. Das Resultat, hier etwas modifiziert, kann folgendermaßen dargestellt werden (vgl. Blank 2001: 9):

Das komplexe
semiotische Modell

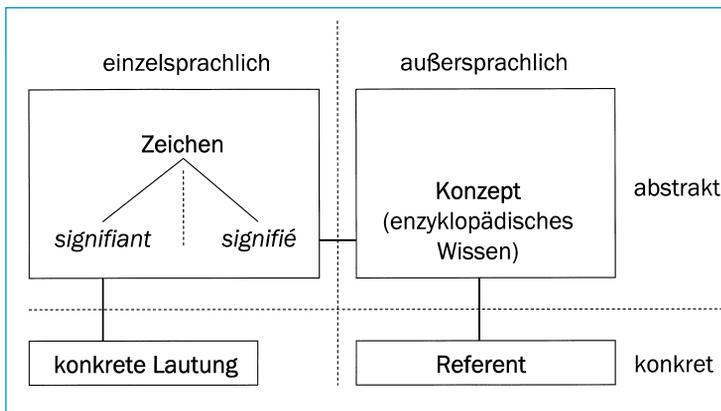


Abb. 4

Dieses Modell besteht aus vier verschiedenen Feldern: Das einzelsprachliche abstrakte Feld erfasst das Saussure'sche Zeichenmodell, das außersprachliche abstrakte Feld verzeichnet all das zusätzliche Wissen über einen Gegenstand, das man im Laufe der Zeit erworben hat (z.B. dass man Fische auf dem Markt in Zeitungspapier einwickelt), das einzelsprachliche konkrete Feld hält die konkrete, messbare Lautung fest, d.h. die tatsächliche Artikulation (die Lautform im Sinne von Ogden und Richards), das außersprachliche konkrete Feld erfasst den Referenten aus dem semiotischen Dreieck von Ogden und Richards.

1.2.3 | Sprachbenutzer und Funktionen von Sprache

Sprache dient in erster Linie der Kommunikation. Ein sprachlicher Kommunikationsakt ist eine komplexe Handlung, in der verschiedene Funktionen zum Ausdruck kommen können. Das von Roman Jakobson (1960) entwickelte Kommunikationsmodell beschreibt zum einen, wie der Sprachbenutzer bzw. Zeichenbenutzer Sprache in Kommunikation einsetzt, zum anderen werden die hieraus resultierenden Funktionen von Sprache im Sprachgebrauch beschrieben (vgl. Literaturwissenschaftlicher Teil, Unterkapitel 1.1, Abb. 1).

Im Normalfall sind bei einem Kommunikationsakt mindestens zwei Personen beteiligt: ein Sprecher (Sender) und ein Hörer (Empfänger). Der Sprecher übermittelt eine Nachricht (auch: Botschaft), die sich auf einen außersprachlichen Gegenstand, Sachverhalt etc. bezieht. Die Nachricht kann vom Hörer nur dann verstanden werden, wenn er dieselbe Sprache (denselben Code) wie der Sprecher beherrscht. Bei gesprochener Sprache wird die Nachricht in Form von Schallwellen weitergeleitet, folglich ist hier die Luft das Kontaktmedium (auch: Kanal). Anhand dieser sechs an sprachlichen Kommunikationsakten beteiligten Faktoren macht Jakobson die verschiedenen Funktionen der Sprache im Sprachgebrauch fest. Je nachdem, welchen Aspekt der Sprachbenutzer betont, ergeben sich entsprechend die folgenden sechs Funktionen von Sprache:

Funktionen der Sprache

- **Referentielle/denotative Funktion:** Hiermit ist gemeint, dass man mittels Sprache Bezug auf die außersprachliche Wirklichkeit nehmen kann; Sprache referiert auf einen Gegenstand bzw. Sachverhalt (z.B. *Está lloviendo*).
- **Expressive/emotive Funktion:** Der Sprecher/Sender kann mit einer Sprachäußerung seine innere Haltung oder Stimmung gegenüber dem Gegenstand zum Ausdruck bringen (z.B. *¡Pero qué tonto eres!*).
- **Konative/appellative Funktion:** Der Sender kann Sprache auch nutzen, um Einfluss auf den Empfänger zu nehmen bzw. um einen Appell an den Empfänger zu richten (z.B. *¡Ven aquí!*).
- **Phatische Funktion:** Manchmal geht es beim Sprechen auch einfach nur darum, die Kommunikation herzustellen bzw. auf-

rechtzuerhalten (z.B. *Sí, sí. Mmmmh ...*). Der Kontakt zwischen Sender und Empfänger bildet also den Schwerpunkt der Kommunikation. Mit anderen Worten: Der Sender redet z.B., um eine peinliche Stille zu überbrücken, um zu zeigen, dass er der Kommunikation folgt etc.

- **Metasprachliche Funktion:** In manchen Fällen richtet sich das Augenmerk der Kommunikation auf die Sprache selbst, auf den Code. Im Unterkapitel 1.1.2 haben wir bereits die Unterscheidung zwischen Meta- und Objektsprache kennen gelernt. Die Objektsprache bezieht sich auf nicht-sprachliche Sachverhalte, Metasprache dient dazu, Aussagen über Sprache zu machen. Die Übergänge zwischen diesen zwei Sprachebenen sind im alltäglichen Sprachgebrauch fließend. So sprechen wir häufig über das Sprechen bzw. über Sprache, beispielsweise bei Nachfragen (z.B. Was bedeutet denn *Kontrahage?*) oder auch bei Paraphrasen (z.B. *Kontrahage* bedeutet ‚jemanden zum Zweikampf fordern‘). Da man in der Sprachwissenschaft über Sprache redet, ist es für sie charakteristisch, dass ihre Sprache fast immer metasprachliche Funktion aufweist.
- **Poetische/ästhetische Funktion:** (vgl. Literaturwissenschaftlicher Teil, Unterkapitel 1.1 und 4.1) Manchmal steht die Nachricht selbst im Mittelpunkt, d.h. Sprache konzentriert sich auf die Form und den Inhalt der Mitteilung. Die Konzentration auf die sprachliche Gestaltung der Nachricht ist nicht etwa auf die Sprache der Dichtung beschränkt, sondern auch in der Alltagssprache wirksam. So verwenden wir etwa Redewendungen wie *weit und breit* (Reim) und *durch dick und dünn* (Alliteration). Auch in der Werbung wird oftmals der Schwerpunkt auf die Nachricht gelegt, um eine stärkere Wirksamkeit zu erreichen.

Die genannten sechs Funktionen können zum Teil gleichzeitig wirken, sie schließen einander nicht aus. Es müssen aber auch nicht immer alle Funktionen realisiert werden. In aller Regel dominieren eine oder zwei Funktionen.

1.3 | Allgemeine Grundlagen

1.3.1 | Grundlegende linguistische Begriffe

Bis zum 19. Jahrhundert war die sprachwissenschaftliche Disziplin hauptsächlich präskriptiv (vorschreibend). Die traditionellen Grammatiken beschäftigten sich vorwiegend mit der „korrekten Sprache“. So gab es Sprachen, denen ein höheres Ansehen entgegengebracht wurde, und andere, die als „degeneriert“ galten. Die geschriebene Sprache stand im Vordergrund, die gesprochene Sprache mit ihren „Fehlern“ und „Ungenauigkeiten“ galt als minderwertig. Entsprechend wurden alle Sprachen, die bis dahin nicht verschriftlicht waren, herabgewürdigt. Die damaligen Grammatiker konzentrierten ihre Studien auf die Werke der klassischen Literatur. Weiterhin waren sie der Ansicht, dass die Sprache in einer unbestimmten vergangenen Zeit ihre Blüte gehabt habe, es eine so genannte „Ursprache“ gegeben habe, deren unvollkommene und sich tendenziell immer mehr verschlechternde Abkömmlinge die aktuellen Sprachen seien. Bereits in den 70er-Jahren des 19. Jahrhunderts ist man von dieser Anschauung teilweise abgekommen:

Für die junggrammatische Schule ist ‚die Ursprache‘ eine Fiktion. Die Bewertung der ältesten Sprachzustände als Blütezeit und die Abwertung der neueren Perioden als Ausdruck des Verfalls [...] ist für sie ein Trugschluß. Wie die Sprachen leben und sich entwickeln, kann man nur an der durch Sprachdenkmäler belegten Sprachgeschichte erforschen, besser noch an der Gegenwartssprache und an den Dialekten. (Bartschat 1996: 19)

Die Sprachauffassung der Junggrammatiker war nicht wertend, orientierte sich aber weiterhin in historisch-vergleichender Weise am schriftlich fixierten Text. Doch auch die junggrammatische Richtung war nicht frei von Kritik, die teilweise innerhalb dieser Schule selbst entstanden ist. So gab z.B. Ferdinand de Saussure seine ursprünglich junggrammatischen Ansichten weitgehend auf (vgl. Bartschat 1996: 30). Er bereitete mit einem synchronen Blick (d.h. Betrachtung der Sprache zu einem gegebenen Zeitpunkt und nicht in ihrem historischen Verlauf) und der Betrachtung der gesprochenen Sprache den Weg für die moderne Linguistik. Einige seiner grundlegenden Gedanken sollen im Folgenden vorgestellt werden.

Synchronie vs.
Diachronie

Die in Unterkapitel 1.3.2 genannten Teildisziplinen der Linguistik können prinzipiell unter zwei grundsätzlich verschiedenen Gesichts-

punkten betrachtet werden. Unter diachronem (*diachron* = ‚durch die Zeit‘) Blickwinkel untersucht man die Entwicklung einer Sprache über eine größere Zeitspanne, z.B. vom Vulgärlatein bis zum modernen Spanisch. Die synchrone Sprachwissenschaft (*synchron* = ‚mit der Zeit‘, ‚gleichzeitig‘) untersucht einen Sprachzustand zu einem gegebenen Zeitpunkt. Dieser Zeitpunkt kann in der Gegenwart liegen, aber auch in der Vergangenheit. Sprache kann also zu einem bestimmten Zeitpunkt beschrieben werden, d.h. als statisches System, aber auch als Produkt einer Entwicklung, eines Verlaufs.

Die Begriffe *diachron* und *historisch* sind nicht synonym, obwohl sie oftmals zusammenfallen. Es ist beispielsweise denkbar, eine diachrone Untersuchung der Entwicklung des Spanischen von den 80er-Jahren bis in die 90er durchzuführen, ohne dass man dabei wirklich historische Sprachwissenschaft betriebe. Umgekehrt kann man das Spanische des 16. Jahrhunderts synchron als eine Sprachstufe betrachten. Die Unterscheidung zwischen Diachronie und Synchronie hat sich in der Linguistik als wesentlich durchgesetzt. Dabei ist zu beachten, dass die moderne Linguistik in der Regel synchron ausgerichtet ist, und zwar meistens mit Blick auf den jeweils aktuellen Sprachzustand (diachrone Aspekte können hierbei nie ganz ausgeklammert werden).

Der synchronen Linguistik stehen für ihre Analysen nicht nur schriftliche, sondern auch mündliche Sprachzeugnisse zur Verfügung. Da nun gesprochene und geschriebene Sprache grundsätzlich verschiedene Sprachsysteme sind, ist es wichtig, sie unabhängig voneinander untersuchen zu können. So weisen z.B. die Wörter *Biene*, *zieht*, *Fibel* und *ihn* lautlich jeweils ein langes *i* auf, graphisch wird dieser Laut jedoch auf vier verschiedene Weisen dargestellt: *-ie-*, *-ieh-*, *-i-* und *ih-*.

Nach Saussure ist die gesprochene Sprache gegenüber der geschriebenen primär: Ein stichhaltiges Argument für den Vorrang der gesprochenen Sprache ist der Spracherwerb. Das Sprechen wird in der Regel vor dem Schreiben erlernt. Weiterhin werden Schriftsysteme erst nach dem Sprechen entwickelt, und die meisten Sprachen sind bisweilen gar nicht verschriftlicht. Saussure bezeichnet daher die gesprochene Sprache als *système primaire* (‚primäres Sprachsystem‘, sp. *sistema primario*) und macht sie, wie bereits gesagt, zur Grundlage der sprachlichen Beschreibung. Alle anderen Erscheinungsformen von Sprache, d.h. alles, was nicht lautsprachlich ist, bezeichnet er als *systèmes substitutifs* (‚Ersatzsysteme‘, sp. *sistemas substitutivos*).

Primat der
gesprochenen Sprache

Die Dichotomie
langue/parole

Kehren wir noch einmal zum Begriff *Sprache* zurück und werfen einen Blick auf die möglichen Verwendungsweisen des deutschen Verbs *sprechen* und des spanischen Verbs *hablar*:

- (5) a. Maria spricht Spanisch.
- b. María habla español.
- c. María está hablando español.

Die Äußerung (5a) ist mehrdeutig: Zum einen kann sie bedeuten, dass Maria (gerade) etwas auf Spanisch sagt, zum anderen, dass Maria die spanische Sprache beherrscht. Im ersten Fall handelt es sich um eine individuelle Äußerung, während im zweiten Fall Sprache als menschliches Kommunikationssystem gemeint ist. Das Spanische macht diesen Unterschied explizit kenntlich: (5b) wird in der Regel als ‚beherrscht die spanische Sprache‘ interpretiert, während (5c) ‚spricht gerade Spanisch‘ bedeutet. An diesen Unterschied hat die moderne Sprachwissenschaft die folgenden Überlegungen geknüpft: Das menschliche Sprechen ist einerseits individuell und äußert sich in jedem einzelnen sprachlichen Akt, andererseits ist es ein soziales Faktum, denn es muss ja, jenseits der konkreten einzelnen sprachlichen Akte, eine gemeinsame Sprache, also einen

Hinweis

Unter Dichotomien sind Zweiteilungen zu verstehen, d.h. Begriffspaare, die inhaltlich gegensätzlich sind.

Code geben. Saussure hat diese beiden Aspekte von Sprache terminologisch getrennt, und zwar mit Hilfe der Dichotomie *langue/parole* (sp. *lengua/habla*). Bezogen auf die Beispiele in (5) hebt die Interpretation

‚spricht gerade auf Spanisch‘ auf Sprache als *parole*-Phänomen ab, während ‚beherrscht die spanische Sprache‘ als ein *langue*-Phänomen zu verstehen ist.

Die *langue* (‚Sprachsystem‘) ist also der gemeinsame Code, den alle Angehörigen einer Sprachgemeinschaft kennen, der sich durch konventionelle Festlegung und einer daraus resultierenden Gewohnheit der Verwendung ‚eingebürgert‘ hat. Folglich ist die *langue* ein abstraktes und soziales Faktum (vgl. das komplexe semiotische Modell im Unterkapitel 1.2.2). Die Sprecher einer Sprachgemeinschaft hingegen produzieren in konkreten Situationen sprachliche Äußerungen, die niemals genau identisch sind (die Stimme eines jeden Sprechers ist unterschiedlich etc.). Aber auch die Äußerungen eines einzelnen Sprechers sind jeweils unterschiedlich: der Sprecher kann heiser sein, mit vollem Mund reden etc. Dies sind Faktoren, die dazu führen, dass die konkrete Äußerung eines *signifiant* nie identisch sein kann. Dennoch ver-